

# Die Sprachen der Naturvölker als Ausdrucksformen des primitiven Bewusstseins

Autor(en): **Abegg, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen der Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft  
Zürich**

Band (Jahr): **23 (1922-1923)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-19443>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Die Sprachen der Naturvölker als Ausdrucksformen des primitiven Bewusstseins.

Von Dr. EMIL ABEGG,

Dozent der allgemeinen Sprachwissenschaft an der Universität Zürich.

---

Abgesehen von dem unmittelbaren ethnologischen Interesse, das die Sprachen der Naturvölker beanspruchen können, sind sie noch in doppelter Hinsicht von Wichtigkeit: als Zeugnisse für die Entwicklungsgeschichte der Sprache und für diejenige des menschlichen Bewusstseins. Die Hoffnung, dass die genauere Erforschung der Sprachen niedrigstehender Stämme uns an den Sprachursprung selbst herañführen könnte, hat sich allerdings nicht erfüllt. Noch W. v. Humboldt<sup>1)</sup> versprach sich namentlich von den amerikanischen Sprachen Aufschlüsse über glottogonische Fragen, musste sich dann aber selbst davon überzeugen, dass auch hier eine lange, uns unbekante Entwicklung sich zwischen den heutigen Zustand und die Ursprünge schiebt. Dazu kommt, dass die alten Idiome gerade der primitivsten bisher bekannten Stämme, wie der Semang und Senoi auf Malakka, der Veddas auf Ceylon, der Negritos auf den Philippinen gar nicht mehr vorhanden sind, da diese Völker die Sprachen der benachbarten, höher entwickelten Stämme angenommen haben. Auch die Zwergvölker Zentralafrikas sind zum Teil im Sudanischen, zum Teil im Bantu aufgegangen<sup>2)</sup>. Die Bedeutung der Naturvölkersprachen für die Entwicklungsgeschichte der Sprache überhaupt ergibt sich jedoch schon daraus, dass wir in ihnen morphologische, syntaktische, lexikalische Züge wiederfinden, die von der historisch-vergleichenden Sprachforschung für die Vorgeschichte unserer Kultursprachen erschlossen worden sind. Dieser Umstand ist geeignet, den Unterschied zwischen Natur- und Kultursprachen nicht als einen absoluten, sondern als einen graduellen erscheinen zu lassen<sup>3)</sup>, der sich umso mehr

<sup>1)</sup> Siehe besonders die Einleitung zu der unvollendeten Untersuchung über die amerikanischen Sprachen von 1826, Gesammelte Schriften, herausgegeben von Leitzmann Bd. V, S. 345 ff.

<sup>2)</sup> Vergleiche die Sprachkarte in Westermann, Die Sudansprachen, 1911.

<sup>3)</sup> Wie ja auch der Unterschied in der Mentalität, so tiefgreifend er uns erscheint, kein derartiger ist, dass nicht Übergänge erkennbar wären; vergleiche Vierkandt, Naturvölker und Kulturvölker, 1896, bes. Kapitel III; K. Th. Preuss, Die geistige Kultur der Naturvölker, 1914, Einleitung; F. Boas, The Mind of Primitive Man, 1919, sowie die treffenden Bemerkungen O. Stolls, Suggestion und Hypnotismus in der Völkerpsychologie, 2. Auflage, S. 15.

verringert, je weiter man die Entwicklung der Kultursprachen zurückverfolgt.

Es sind vor allem zwei Gruppen von Erscheinungen in primitiven<sup>1)</sup> Sprachen, die als entwicklungsgeschichtlich ursprünglich betrachtet werden können: das stärkere Hervortreten der Geberde als begleitende Ergänzung der Lautsprache, und eine gelegentlich noch erkennbare Affinität von Laut und Bedeutung. Die Geberde gehört bei den Naturvölkern in weit höherem Grade zu den notwendigen Ausdrucksmitteln als bei den Kulturvölkern; sie bildet oft geradezu einen inhärierenden Bestandteil der sprachlichen Mitteilung. Dass dies durch eine Unzulänglichkeit der Lautsprache mitbedingt sein kann, lässt sich in einigen Fällen direkt nachweisen. Im Ewe von Togo zum Beispiel<sup>2)</sup> werden verschiedene Personen des Pronomens teilweise durch die selben Laute vertreten, die nur durch die Tonhöhe sich unterscheiden: *e* mit Tiefton heisst „du“, mit Hochton „er“; *mi* mit Mittelton „ihr“, mit Hochton „wir“; *wo* mit Tiefton „du“, mit Mittelton „er“, mit Hochton „sie“ (Plural). Da ist eine Verdeutlichung durch die Geberde fast unumgänglich, und Westermann bemerkt denn auch ausdrücklich, dass solche Formen stets von einer hinweisenden Bewegung des Kopfes, der Lippen oder der Augen begleitet seien. Aber die Bedeutung der Geberden für die Erzielung des Sprachverständnisses ist doch von manchen Beurteilern überschätzt worden, so wenn etwa behauptet wurde, dass afrikanische Stämme sich im Dunkeln überhaupt nicht verständigen können<sup>3)</sup>. Auch ist nicht ausser Acht zu lassen, dass der Primitive gerade im Bestreben, sich dem fremden Forscher, der seine Sprache in den meisten Fällen doch nur mangelhaft beherrscht, verständlich zu machen, oft die Geberde ausgiebiger verwendet als im Verkehr mit seinen Stammesgenossen<sup>4)</sup>. Eine Affinität zwischen Laut und Bedeutung tritt nun in solchen Fällen ein, wo das geberdenhafte Element durch Bewegungen der mimischen Muskulatur erzeugt wird, insbesondere durch Variation der Lippenartikulation. An zentralamerikanischen Stämmen beobachtete Lehmann<sup>5)</sup>, dass beim Deuten auf Fernes die Lippen vorgestülpt, beim Hinweis auf die Nähe

1) Dieser Ausdruck wird hier der Kürze halber für „Sprachen von Naturvölkern“ verwendet; er soll nicht etwa besagen, dass die Sprachen, um die es sich handelt, alle von einfachem grammatischem Bau seien, denn bekanntlich weisen ja manche afrikanischen und fast alle amerikanischen Sprachen eine sehr komplizierte Struktur auf.

2) Westermann, Grammatik der Ewe-Sprache, 1907, S. 45.

3) Vgl. z. B. die Angaben bei Schultze, Psychologie der Naturvölker, 1900, S. 69 f.

4) Auf diesen Gesichtspunkt macht schon Garrick Mallery aufmerksam (Sign Language among North American Indians, Annual Report of the Bureau of Ethnology, 1879/80, S. 269 f.). Während die Indianer dem Fremden gegenüber jede Äusserung mit lebhafter Gestikulation begleiteten, bemerkte er doch, dass ihre Unterhaltungen unter sich jeder geberdenhaften Ergänzung entbehrten.

5) Die Sprachen Zentralamerikas, 1920, S. 11 und bes. 976.

zurückgezogen werden, und ähnliches berichteten schon Tylor<sup>1)</sup>, Spix und Martius<sup>2)</sup> und Andere von brasilianischen Waldindianern. Dass durch die so bewirkte Veränderung des Mundraumes die Vokalqualität sich wandelt, ist lautphysiologisch leicht zu zeigen. So dürften denn die Vokalvariationen, die z. B. die Hamitensprachen beim Demonstrativpronomen zeigen<sup>3)</sup>, zweifellos mit derartigen hinweisenden Bewegungen der mimischen Muskulatur zusammenhängen<sup>4)</sup>. Und ebensowenig wird es Zufall sein, wenn in manchen Sudansprachen Adjektive mit Bezug auf grosse Gegenstände Tief-ton, mit Bezug auf kleine Hochton zeigen<sup>5)</sup>. Umfassen solche Erscheinungen auch nur einen verschwindend kleinen Bruchteil des gesamten Wortschatzes, so bieten sie doch eine Möglichkeit, sprachliches Material wirklich zu erklären, das heisst aus seinen psychophysischen Bedingungen herzuleiten.

Der zweite eingangs erwähnte Gesichtspunkt erheischt eine Prüfung der Frage, wie weit die Sprachen der Naturvölker einen Schluss auf die Struktur ihres Bewusstseins, insbesondere auf Art und Richtung ihres Denkens zulassen. Die Beantwortung dieser Frage hängt aufs engste zusammen mit unserer Auffassung des Verhältnisses von Denken und Sprechen überhaupt. Dass diese beiden Funktionen sich in engster Wechselwirkung entwickelt haben, ist eine allgemein anerkannte Lehre der Sprachphilosophie, und so wird ein Parallelismus zwischen sprachlichem und geistigem Typus von vornherein zu erwarten sein. Auf dieser Voraussetzung beruhte schon Wilh. v. Humboldts grossangelegter Versuch, den Sprachbau der Völker mit ihrem geistigen Habitus in Zusammenhang zu bringen<sup>6)</sup>, und unter den neueren Bearbeitern des Problems vertritt besonders Wundt den Parallelismusgedanken, indem er aus der sprachlichen Form Rückschlüsse zieht auf Zusammenhang, Richtungen und Inhalte des Denkens<sup>7)</sup>. Dass jedoch der Parallelismus von Denken und Sprechen kein durchgängiger ist, zeigt

---

1) Urgeschichte der Menschheit S. 98, zitiert bei Schultze, Psychologie der Naturvölker, S. 70.

2) Reisen in Brasilien II S. 254.

3) Meinhof, Die Sprachen der Hamiten, 1912, S. 13.

4) Über die allgemeinen Beziehungen zwischen Mimik und Lautbildung s. Wundt, Völkerpsychologie, 3. Aufl. I., S. 107 ff.

5) Westermann, Grammatik der Ewe-Sprache, S. 44; Meinhof, Die moderne Sprachforschung in Afrika, 1910, S. 81.

6) Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts (Einleitung zu dem Werk über die Kavisprache auf der Insel Java, 1836); wieder abgedruckt Gesammelte Schriften, hg. von Leitzmann, Band VII, 1. In Humboldts Bahnen bewegte sich dann — aber nicht sehr glücklich, weil mit Überspannung und Schematisierung des an sich richtigen Prinzips — James Byrne, Principles of the Structure of Languages, 1884. Psychologisch besser begründet, aber ebenfalls nicht frei von unhaltbaren Theorien sind die Arbeiten F. N. Fincks.

7) Völkerpsychologie, 3. Aufl. II, S. 443 ff.; Elemente der Völkerpsychologie, S. 54; Krueger, Über Entwicklungspsychologie, 1915, S. 98.

schon die unbefangene Beobachtung des Sprechvorganges selbst. Dieser vollzieht sich zufolge seiner weitgehenden Mechanisierung vielfach für den Sprechenden ganz unbewusst. Und wie es ein Sprechen ohne Denken gibt, so andererseits auch ein Denken ohne Sprache, eine vor- oder aussersprachliche Formulierung psychischer Inhalte, welcher die neuere Denkpsychologie erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt hat<sup>1)</sup>. Denkvorgänge ohne sprachliches Korrelat sind ausser für die normale Sprache Erwachsener auch für eine bestimmte Stufe der kindersprachlichen Entwicklung<sup>2)</sup> und bei pathologischen Befunden<sup>3)</sup> nachgewiesen worden. Obwohl wir nun keine Veranlassung haben, die uns bekannten sprachpsychologischen Bedingungen dem Bewusstsein der Primitiven abzusprechen, vielmehr auch hier mit gewissen Diskrepanzen zwischen Sprache und Denken zu rechnen haben, so bleibt doch eine Fülle sprachlicher Tatsachen, die einen sicheren Rückschluss auf die primitive Mentalität erlauben, und in entscheidenden Punkten die Erkenntnisse bestätigen, welche die neuere Völkerpsychologie auf Grund anderer Anhaltspunkte gewonnen hat. Dass solche Schlüsse gültig sind, war für sämtliche Erforscher primitiver Idiome eine selbstverständliche Voraussetzung. Es sei hier anstatt Vieler nur einer der Bedeutendsten genannt: Otto Stoll, der immer wieder die Wichtigkeit der sprachlichen Tatsachen für die Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes betont hat<sup>4)</sup>. Immerhin ist bei allen Rückschlüssen von der Sprache auf das Denken eines Volkes in Betracht zu ziehen, dass die Entwicklung der Sprache und die der sonstigen Kultur nicht immer gleichen Schritt halten, sondern dass gerade gewisse in der sprachlichen Struktur niedergelegte primitive Formen des Denkens lange fortbestehen können, während die übrige Kulturentwicklung weit darüber hinausgeschritten ist. Das Zeugnis

---

1) Aus der reichen Literatur sind besonders hervorzuheben: B. Erdmann, Die psychologischen Grundlagen der Beziehungen von Sprechen und Denken, Archiv für systematische Philosophie, Band II und III; Umriss zur Psychologie des Denkens; 2. Aufl. 1908; Psychologie des Eigensprechens, Sitzungsberichte der Preussischen Akademie 1914; Heinr. Gomperz, Weltanschauungslehre, Band I, S. 59 und 117 ff., Bühler, Tatsachen und Probleme einer Psychologie der Denkvorgänge, Archiv für die gesamte Psychologie, Band XII; Pittsbury, The mental Antecedents of Speech, Journal of Philosophy, Vol. XII, 1915.

2) Die Kindersprache kennt eine Periode, wo das Denken dem Sprechen vorausgeht, das Kind mehr gedanklich erfasst, als es sprachlich ausdrücken kann; es war zuerst Preyer, der die Aufmerksamkeit auf diese Tatsache lenkte, s. Ament, Die Entwicklung von Sprechen und Denken beim Kinde, 1899, S. 35 f.

3) Ein lehrreiches Beispiel dafür bot der Fall eines motorisch Aphasischen, der die Zusammenfassung gewisser Objekte unter einen gemeinsamen Oberbegriff zu vollziehen imstande war, ohne doch das sie zusammenfassende Wort nennen zu können; s. darüber Sommer, Zur Psychologie der Sprache, Zeitschrift für Psychologie Band II, 1891, S. 150 ff. Weiteres zur Parallelismusfrage bei Pick, Die agrammatischen Sprachstörungen, 1913, S. 169 ff.; J. van Ginneken, Principes de linguistique psychologique, 1907, S. 58 f.

4) Zur Psychologie der indianischen Hochlandsprachen von Guatemala, Jahresbericht der Geogr.-Ethnogr. Ges. 1912; vgl. auch Mitteilungen 1918, S. 123.

der Sprache ist also nicht in allen Fällen für den aktuellen Stand der Geistesentwicklung massgebend, sondern kann einem zeitlich mehr oder weniger weit zurückliegenden entsprechen<sup>1)</sup>; ja der Wert der sprachlichen Zeugnisse für die Entwicklungspsychologie liegt oft gerade darin, dass in ihnen Bewusstseinsstufen, Formen des Denkens objektiviert sind, die sich auf anderem Wege nicht mehr nachweisen lassen<sup>2)</sup>. Und dass die Kategorien der Grammatik rein instinktmässig, ohne bewusste Absichtlichkeit gebraucht werden, kann für die psychologische Bewertung derselben insofern ein Vorteil sein, als sie so auch von nachträglicher bewusster Bearbeitung und Veränderung unberührt bleiben, somit auch nicht gefälscht werden können, wie dies mit solchen ethnischen Tatsachen, die auf bewusstem Seelenleben beruhen, nicht selten geschieht<sup>3)</sup>.

So wenig nun die Sprachen der Naturvölker nach ihrem Formenbau eine Einheit darstellen — es finden sich vielmehr in ihrem Bereich gewaltige Gegensätze der grammatischen Struktur, von dem atomisierenden Bau der ursprünglich monosyllabischen Sudansprachen bis zu dem satzwortigen Typus vieler amerikanischer Idiome — so zeigen sie doch in ihrem psychologischen Habitus eine unverkennbare Gleichförmigkeit, deren Wurzel in der Mentalität dieser Völker zu suchen ist. Einige Hauptzüge des primitiven Bewusstseins durch sprachliche Tatsachen zu belegen, ist der Zweck des vorliegenden Aufsatzes. Dabei soll aber auch gezeigt werden, dass nicht alles und jedes in den Naturvölkersprachen psychologisch auszudeuten ist, dass vielmehr in jedem Fall sorgfältig untersucht werden muss, ob das betreffende sprachliche Kennzeichen einen sicheren Rückschluss auf bestimmte Inhalte oder Richtungen des Denkens zulässt. Einige typische Beispiele missbräuchlicher Ausdeutung von Sprachtatsachen seien vorausgeschickt. Für das Gebiet der Sinnesempfindung braucht nur an die früheren Versuche erinnert zu werden, das Vermögen der Farbenunterscheidung aus den Farbbezeichnungen zu erschliessen<sup>4)</sup>. Dass eine mangelhafte Ausbildung der Farbnamen keineswegs einen solchen Schluss erlaubt, haben die experimentellen Erhebungen über den Farbensinn Primitiver jetzt endgiltig erwiesen<sup>5)</sup>. Auch die andersartige Abgrenzung der Farbnamen ist nicht aus einer Verschiedenheit der Farbempfindung,

1) Auch mit der Übertragung eines sprachlichen Typus von Volk zu Volk ist natürlich zu rechnen; s. Boas, *The Mind of Primitive Man*, Kap. V: *Race and Language*; *Handbook of American Indian Languages*, 1911, S. 8 ff.

2) Vgl. Wundt, *Elemente der Völkerpsychologie*, S. 54.

3) Diesen Umstand hat besonders Boas hervorgehoben, der sonst in der Verwertung linguistischen Materials in differentialpsychologischem Sinn sehr skeptisch ist; s. *Handbook*, S. 67 ff.

4) Vgl. darüber die Bemerkungen Stolls, diese *Mitteilungen* 1918, S. 108.

5) S. Thurnwald, *Ethno-psycholog. Studien an Südseevölkern auf dem Bismarck-Archipel und den Salomo-Inseln*. Beiheft zur *Zeitschrift für angewandte Psychologie* 6 (1913), S. 9 ff, und über die Methode der Aufnahmen Guttman, ebd. Heft 5 S. 42 f.

sondern aus den Bedingungen der Umwelt zu deuten, wie Stoll an einem Fall in den Maya-Sprachen sehr schön gezeigt hat<sup>1)</sup>. Zu ähnlichen Irrtümern musste es immer führen, wenn aus dem Fehlen sprachlicher Bezeichnungen für irgendwelche psychische Inhalte auf das Nichtvorhandensein dieser selbst geschlossen wurde. So haben ältere Autoren angenommen, dass Stämme, deren Sprachen keine Ausdrücke für Dankbarkeit, Tapferkeit, Scham udgl. besitzen, auch die entsprechenden seelischen Veranlagungen nicht kennen<sup>2)</sup>. Ein tieferes Eindringen ins Denken und Fühlen der betreffenden Völker hat solche negativen Urteile oft als grundlos erwiesen; das Fehlen einer sprachlichen Bezeichnung — falls dies sich einwandfrei feststellen lässt, was durchaus nicht leicht ist — kann eben auch dahin gedeutet werden, dass jene Bewusstseinsinhalte zwar existieren, aber noch nicht begrifflich erfasst und deshalb auch noch nicht sprachlich fixiert sind. Dagegen können manche Benennungen etwa von ethischen Wertungen über deren Genesis wichtige Aufschlüsse geben; so wenn bei den Bakaïri *kura* „wir, unser“ zugleich „gut“, *kurapa* „nicht wir, nicht unser“ zugleich „schlecht“ bedeutet<sup>3)</sup>: es spiegelt sich darin ein Begriff der Moral, der sich aufs engste an die Stammeszugehörigkeit anlehnt (eine Denkweise übrigens, die durchaus nicht auf die „Wilden“ beschränkt ist!)<sup>4)</sup>. Am sichersten schien der Schluss vom sprachlichen Ausdruck auf das Denken bei den Zahlwörtern zu sein: wenn manche Stämme in der Bildung solcher nicht über 3 oder gar 2 hinauskommen<sup>5)</sup>, so lag es nahe, ihnen auch kein höheres Zählvermögen zuzuschreiben; und soweit die begriffliche Erfassung der Zahl in Betracht kommt, trifft dies sicher zu. Andererseits ergab sich jedoch, dass solche Völker trotzdem die Fähigkeit besitzen, auch höhere Zahlen durch eine Art Zahlgefühl mit grosser Sicherheit zu unterscheiden<sup>6)</sup>, was psychologisch so zu erklären ist, dass einer bestimmten Zahl von Objekten eine sogenannte Komplexqualität<sup>7)</sup> zukommt, die sich bei deren Vermehrung oder Verringerung sofort ändert. Auch

---

1) S. Jahresbericht der Geogr.-ethnogr. Gesellschaft 1912 S. 51 f.; weitere Belege bei Thurnwald a. a. O.

2) Ein solches Urteil findet sich merkwürdigerweise noch bei Schultze, Psychologie der Naturvölker S. 76.

3) K. v. d. Steinen, Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens, 1894, S. 332.

4) Einen Fall, wo die Stammeszugehörigkeit sogar ins grammatische System eingreift, bietet die Sprache der Uchee-Indianer (Boas, Handbook S. 36), wo zwei verschiedene Nominalklassen für die Angehörigen des eigenen Clans und für die Fremden gebräuchlich sind.

5) Beispiele bei Schultze. Psychologie der Naturvölker S. 46 ff.

6) Eine wertvolle Zusammenstellung von Zeugnissen darüber gibt Lévy-Bruhl, Les fonctions mentales dans les sociétés inférieures, 2<sup>me</sup> éd. 1912 S. 205 ff.; dazu noch Schmidl, Zahl und Zählen in Afrika. Mitteilungen der anthropolog. Ges. Wien 1915, S. 165 ff.

7) Von dem Vorwalten der Komplexqualität im primitiven Bewusstsein handelt die ausgezeichnete Untersuchung von Hans Volkelt, Über die Vorstellungen der Tiere (Arbeiten zur Entwicklungspsychologie hg. von Krueger, 1914), 5. Abschnitt.

hier bietet die Pathologie der Sprache eine Parallele, indem sprachlose Individuen imstande sind, eine wortlos erfasste Zahl auf Gegenstände anzuwenden<sup>1)</sup>. Gibt also das Zahlssystem nicht immer einen sicheren Massstab für den Umfang des Zählvermögens, so zeigt es doch in anderer Richtung entwicklungspsychologisch interessante Züge, wie weiterhin zu zeigen sein wird.

Ähnlich wie beim Zahlwort verhält es sich bei den Ausdrücken der Vergleichung und Steigerung. Die Fähigkeit, zwei Objekte bzw. ihre Eigenschaften zu vergleichen, wird wohl auch dem primitivsten menschlichen Bewusstsein nicht abzusprechen sein; denn die Beziehung zweier psychischer Inhalte aufeinander, die zu einem Vergleichsurteil führt, ist die elementarste aller Funktionen der Apperzeption<sup>2)</sup>. Blicken wir auf die Sprachen der Naturvölker, so finden wir denn auch überall irgendwelche Ausdrucksmittel zur Bezeichnung des hohen Grades einer Eigenschaft, sei es, dass derselbe durch Adverbia wiedergegeben wird, die unserem „sehr“ entsprechen, sei es, dass das Eigenschaftswort selbst gewisse Modifikationen erfährt, unter denen die teilweise oder vollständige Reduplikation am bekanntesten ist<sup>3)</sup>. So bedeutet in der Sprache der Mande-Neger<sup>4)</sup> *sama* früh, *samasama* sehr früh; *musu bere* eine schöne Frau, *musu berebere* eine sehr schöne, *musu berebereberebere* eine wunderschöne Frau. Unter den indonesischen Sprachen<sup>5)</sup> drückt z. B. das Balinesische den hohen Grad einer Eigenschaft durch Verdoppelung des ganzen Wortes aus; in andern Dialekten kommen auch teilweise Verdoppelungen, daneben aber auch echte Formantien vor. Ein psychologisches Analogon zur Reduplikation ist es, wenn im Ibanag zum Ausdruck der Verstärkung der erste Vokal des Wortes zerdehnt wird: *bajjit* „klein“, *báajjit* „sehr klein“. Dieser mannigfachen Entwicklung von Bezeichnungen eines hohen Grades steht nun aber das fast gänzliche Fehlen eines Komparationsausdruckes gegenüber, wie er uns aus den indogermanischen Sprachen geläufig ist. Es werden statt dessen allerlei Wendungen gebraucht, denen teils die gewöhnliche Form des Adjektivs zugrundeliegt, teils eine der genannten Verstärkungsformen. So heisst es im Atye auf Sumatra statt

---

<sup>1)</sup> Vgl. Sittig, Pathopsychologie des Zahlenverständnisses, Zeitschrift für Pathopsychologie 1914, S. 39 ff.

<sup>2)</sup> Vgl. Brunswig, Das Vergleichen und die Relationserkenntnis, 1910.

<sup>3)</sup> Dass im Samoanischen die Farbwörter reduplizierend sind (Neffgen, Grammatik der samoanischen Sprache S. 6), weist auf Affektbetontheit als psychologische Grundlage der Bildung; vgl. Wundt, Völkerpsychologie I, 646.

<sup>4)</sup> Steinthal, Die Mande-Neger-Sprachen, 1867, S. 65; so auch im Bari, Dinka, Ibo, s. F. Müller, Grundriss der allgemeinen Sprachwissenschaft I, 2, 53. 73. 119.

<sup>5)</sup> Die folgenden Angaben aus dem Gebiet des Indonesischen verdanke ich grösstenteils dem ausgezeichneten Kenner dieser Sprachgruppe, Herrn Prof. Renward Brandstetter in Luzern; vgl. auch seine Monographie: Die Reduplikation in den indianischen, indonesischen und indogermanischen Sprachen, 1917, S. 28.



„dies ist grösser als jenes“: „dies ist gross von jenem her“, desgleichen in den melanesischen Sprachen<sup>1)</sup>; im Minankabauischen und im Samoanischen<sup>2)</sup>: „dies ist gross neben jenem“; für: „ich bin grösser als er“ sagt das Otyi-Herero und das Oshindonga<sup>3)</sup>: „ich bin gross bei ihm“; im Tonga und im Tahiti<sup>4)</sup> heisst es: „Tahiti ist gross zu Morea“, d. h. grösser als dieses. Dazu stellt sich eine Ausdrucksweise der Bantusprachen<sup>5)</sup>, wo die verglichenen Objekte durch *kuliko* „dort wo ist“ verbunden werden. In all solchen Fällen versetzt sich der Sprechende zunächst auf den Standpunkt des einen Objektes, um von ihm aus das andere zu messen. In den Bantu- und Sudansprachen werden auch verbale Ausdrücke für die Komparation verwendet, z. B. Suaheli<sup>6)</sup>: *hapa papana pa pita pale* „dieser Platz (ist) breit, er übertrifft jenen“ d. h. ist breiter als jener; desgleichen für den Superlativ: *Ali mwema a wa pita wote* „Ali ist gut, er übertrifft alle“ d. h. ist der beste. In gleicher Weise verwendet das Ful<sup>7)</sup> *huri* „übertreffen“. Im Ewe wird besonders für den Ausdruck geistiger Überlegenheit das Verbun *wo-la* „Kopf schlagen“ gebraucht<sup>8)</sup>. Manche Sprachen bedienen sich an Stelle einer Graduierung von Eigenschaften der disjunktiven Gegenüberstellung; z. B. Bontokisch: „hoch der Baum, niedrig das Haus“ d. h. der Baum ist höher als das Haus; Samoanisch<sup>9)</sup>: es ist gut, dass wir gehen, aber es ist schlecht, dass wir bleiben“ d. h. es ist besser, dass wir gehen als dass wir bleiben; Ähnliches im Melanesischen<sup>10)</sup>. Psychologisch besonders interessant ist eine Ausdrucksweise, welche die beiden zu vergleichenden Objekte zunächst nebeneinanderstellt, um dann durch Hervorhebung des einen das Vergleichsurteil zu vollziehen; so heisst es Malayisch: „Ali und Badu, geschickt ist Ali“ d. h. Ali ist geschickter als Badu. Dadurch wird der Akt des Vergleichens gewissermassen in seine Komponenten zerlegt, denn zuerst müssen wir die Vergleichsobjekte im Geiste zusammenrücken („conferre“), bevor wir sie aufeinander beziehen können.

Alle bis dahin behandelten Erscheinungen sind zwar sprachpsychologisch sehr aufschlussreich, aber sie betreffen doch nur Einzelzüge, deren

---

1) Codrington, *The Melanesian Languages* S.S. 325, 335, 347, 351, 361, 371, 380, 387, 395, 405, 445, 518.

2) Fr. Müller, *Grundriss der allgemeinen Sprachwissenschaft* II, 2, S. 23.

3) Seidel, *Grammatik der Hauptsprachen Deutsch-Südwestafrikas* S. 67 u. 134.

4) Fr. Müller a. a. O.

5) Seidel, *Grammatik der Suaheli-Sprache* S. 83; Steere, *A Handbook of the Swahili Language as spoken at Zanzibar*, 1903, S. 87.

6) Seidel und Steere aa. OO.; entsprechend im Otyiherero und Oshindonga, Seidel, *Hauptsprachen Deutsch-Südwestafrikas* S. 67 und 134.

7) Westermann, *Handbuch der Ful-Sprache*, 1909, S. 247.

8) Westermann, *Grammatik der Ewe-Sprache* S. 101 f.

9) Neffgen, *Grammatik der samoanischen Sprache* S. 7.

10) Codrington, *The Melanesian Languages* S. 496 (Nifilole).

Bewertung zudem umstritten ist. Weit wichtiger ist die Frage, ob allgemeine Merkmale des primitiven Denkens, wie sie die Völkerpsychologie aus aussersprachlichen Quellen erschlossen hat, auch im sprachlichen Typus ihren Ausdruck finden. Es sind vor allem zwei solcher Züge, die hier in Betracht kommen: das Vorwalten assoziativer Vorstellungsverbindungen und die konkretistisch-individualisierende Erfassung der Aussenwelt. Die Sprache ist kein adäquates Abbild der Realität; sie beruht auf assoziativer Zusammenfassung des als ähnlich Empfundnen, auf Auswahl des für wichtig Gehaltenen. Ein objektives Zeugnis für die einer Sprache zugrundeliegenden Richtungen der Assoziation sind ihre grammatischen Kategorien. Und hier treten uns auf dem Gebiete der Naturvölkersprachen als Ausdrucksformen archaischen Denkens gewisse Klassifikationen entgegen, die oft dem ganzen Sprachbau sein charakteristisches Gepräge verleihen. Dabei sind die Gesichtspunkte, nach denen die Klassifikation erfolgt, sehr verschiedenartige<sup>1)</sup>. Teils sind es Wertkategorien, nach denen höhere und niedere Wesen unterschieden werden, wobei zu den höheren Götter, andere übernatürliche Wesen sowie Männer, zu den niederen Frauen, Kinder, Tiere und unbelebte Objekte zählen<sup>2)</sup>. Mit solchen Wertabstufungen berührt sich aufs engste die Einteilung in belebte und unbelebte Wesen, die sich in sehr vielen Sprachen, besonders den afrikanischen und nordamerikanischen findet<sup>3)</sup>, oder die Scheidung zwischen Menschen einerseits, Tieren, Pflanzen und leblosen Objekten anderseits<sup>4)</sup>. Allerdings ist auch hier damit zu rechnen, dass diese Unterscheidungen rein mechanisch gehandhabt werden, wie etwa das grammatische Geschlecht in unseren Sprachen. Sie sind nur dann psychologisch verwertbar, wenn ihre lebendige Bedeutung für das Bewusstsein der Sprechenden nachgewiesen werden kann; so z. B. wenn in indonesischen Sprachen die Namen von Musikinstrumenten oder berühmten Waffen, vor allem aber die Tiere in der Fabel den persönlichen Artikel bekommen<sup>5)</sup>. In der Sprache der Fulbe gehen nur die Bezeichnungen grosser Tiere wie Rind, Pferd gelegentlich nach der Personenklasse; in der Tiererzählung jedoch, wo die Tiere redend eingeführt werden, gehen die zugehörigen Pronomina stets nach dieser Klasse<sup>6)</sup>. In einem Ful-Märchen<sup>7)</sup> heisst es von einem Hahn *i hani* „er krähte“ mit dem Präfix der Sachklasse, zu der auch die

<sup>1)</sup> Im allgemeinen vgl. Wundt, Völkerpsychologie II, S. 19 ff; Boas, Handbook S. 36 f.

<sup>2)</sup> So in nordamerikanischen Sprachen; s. Fr. Müller, Grundriss II, 1, 206 f.

<sup>3)</sup> Ebd. II, 2, 215; III, 2, 120.

<sup>4)</sup> Ebd. II, 1, 269; III, 1, 3. 21.

<sup>5)</sup> S. R. Brandstetter, Der Artikel des Indonesischen, verglichen mit dem des Indogermanischen, 1913, S. 6, und die Textbelege aus dem Karo und Seraway auf Sumatra (S. 22 f.), dem Nias (S. 25), dem Altjavanischen (S. 26), Kangeanischen (S. 29), Baree (S. 37).

<sup>6)</sup> Meinhof, Die Sprachen der Hamiten, 1912, S. 45.

<sup>7)</sup> Westermann, Handbuch der Ful-Sprache S. 261.

kleineren Tiere gerechnet werden, dagegen *o wii* „er sagte“ mit dem Zeichen der Personenklasse, denn sofern er spricht, gilt der Hahn als Mensch. Solche Beispiele zeigen, dass die grammatische Klassifikation doch nicht bloss äussere Form ist, sondern dass sie eine noch lebendig empfundene Unterscheidung zum Ausdruck bringen kann. Und wie für die Art der assoziativen Verbände, so zeugen manche Klassensysteme auch für jenen individualisierenden Zug, indem sie die Objekte nach ihrer äusseren Erscheinung, ihrem Gebrauch udgl. zusammenordnen. So besitzt das Klamath <sup>1)</sup> verschiedene Verbal- und Nominalpräfixe zur Bezeichnung langer, hoher Dinge, runder, flacher, ebener, faden- oder blattförmiger Objekte, die Talamanca-Sprachen in Costarica <sup>2)</sup> kennen eine grosse Zahl von Klassensuffixen, deren gebräuchlichste bezeichnen: runde Gegenstände; Land; Fleisch, Stoff, Geselliges; Bäume, lange Gegenstände; Stricke, Wurzelfasern; Haare, Federn; Blätter, Borsten; Rinde, Haut, Fell, Überzug; Schmuck, Zierat, Kleidungsstücke; Exkrement, Sekret, Harz; Nass, Wasser; Volk, Leute, Schwarm, Tiergattung. Das Bribri, ebenfalls eine Sprache von Costarica <sup>3)</sup>, besitzt Nominalklassen für: runde Gegenstände, Früchte, Steine, Häuser, Herdfeuer, Begräbnisplätze, Bäume, Flüsse, Vieh, Fische, Stricke, Pfeil und Bogen, Blasrohre, Körbe, Hände, Vögel, Fruchtbäume. Nominalpräfixe, die den Charakter von Klassenzeichen annehmen, kennt das Chontal an der pazifischen Küste <sup>4)</sup>; die Verhältnisse in dieser Sprache sind besonders aufschlussreich für jene primitiven Vorstufen sprachlicher Begriffsbildung, die auf assoziativer Zusammenfassung ähnlicher Objekte beruhen. Am reichsten entwickelt und am engsten mit dem ganzen Sprachbau verwachsen sind jedoch die Klassifikationssysteme der afrikanischen Sprachen, im Hamitischen und vor allem im Bantu. Das Ful <sup>5)</sup> verwendet 35 formal geschiedene Klassen des Nominalausdrucks, deren wichtigste umfassen: Personen in Ein- oder Mehrzahl, Angehörige einer Gemeinschaft, grosse Tiere, Flüssigkeiten, Vögel; Werkzeuge, Geräte, Gliedmassen des menschlichen Körpers; Bäume; aus Holz gefertigte Gegenstände; Kräuter, Gräser, Sträucher; Gegenstände die in grosser Zahl vorkommen; kleine und grosse Dinge. Der grammatische Bau der Bantusprachen ist so sehr von dem Klassifikationssystem beherrscht, dass fast sämtliche Wortarten davon bestimmt sind, denn ausser dem Nominalausdruck richten sich auch Adjektive, Possessivausdrücke und Genitivpartikeln, Zahlwörter und Pronomina nach dem Klassensystem, dessen sprachliches Kennzeichen jeweils ein bestimmtes Präfix ist <sup>6)</sup>. Die Grundbedeutung der Präfixe ist zwar in vielen

1) Gatschet, *The Klamath Language* S. 302 f.

2) Lehmann, *Die Sprachen Zentralamerikas*, S. 277 f.

3) Ebd. S. 280.

4) Ebd. S. 975.

5) Westermann, *Handbuch der Ful-Sprache* S. 205 ff.

6) Meinhof, *Lautlehre der Bantusprachen*, 1910, S. 38 ff.; *Grundzüge einer vergleichenden Grammatik der Bantusprachen*, 1906, S. 1—34; Crabtree, *The Prefix System of Bantu (Primitive Speech II)*, 1923.

Fällen verblasst, lässt sich indessen durch Vergleichung aller Dialekte erschliessen. In der Ssubija-Sprache am oberen Zambesi, wo die ursprüngliche Funktion derselben sich noch besonders gut erkennen lässt<sup>1)</sup>, bedeuten sie: Personen, lebende Wesen oder Teile von solchen, Stück, Menge, Ding, Tiere, Pflanzen, kleine Gegenstände oder Wesen, Beschaffenheit, Richtung, Oberfläche, Inneres. Um die tiefgreifende Bedeutung des Klassensystems für den ganzen Sprachbau des Bantu zu veranschaulichen, sei im folgenden eine Stelle aus einem von Ed. Steere aufgezeichneten Suaheli-Märchen wiedergegeben, analysiert und übersetzt<sup>2)</sup>. Die starke Durchsetzung des Suaheli als der Lingua Franca Mittelafrikas mit arabischem Lehngut hat den grammatischen Charakter der Sprache durchaus nicht zu ändern vermocht. Insbesondere ist der präfigierende Bantutypus treu bewahrt, ja sogar wenn immer möglich auf das fremde Gut übertragen; so wird z. B. arabisch *kitab* „Buch“ als ein Nomen der IV. Bantu-Klasse, (*kitu* „Ding“, Plural *vitu*) behandelt, und bildet demgemäss den Plural *vitab* an Stelle des arabischen *kutub*.

*Text*<sup>3)</sup>: *yu-le ki-jana a-ka-futa u-panga w-ake, a-ka-nena, mimi ni-ta-ingia humo shimoni, ni-ka-fe ao ni-ka-pone. a-ka-ingia, a-ka-mw-ona m-toto a-me-fungwa, na-ye mw-ana-m-ume. a-ka-mw-ambia ni-fungwe ni-ku-pe kabari ya humo shimoni. a-ka-m-fungwa, a-ka-ona vi-chwa vi-ngi vya wa-tu. a-ka-mw-uliza, habari gani hii? a-ka-mw-ambia, mna ny-oka humo, kazi y-ake ku-la wa-tu, na mimi a-ngali-ni-la, lakini a-me-nifanya m-toto w-ake, mi-aka m-ingi ni-me-toka kw-etu. a-ka-mw-uliza, sasa yu-ko wapi ny-oka? a-ka-mw-ambia, tw-ende. wa-li-po-fika, yu-le ki-jana a-ka-m-kata ki-chwa ki-moja, a-ka-toa cha pili, a-ka-m-kata, hatta vi-ka-timu saba. wa-ka-rudi, wa-ka-enda z-ao.*

*Analyse*: *yule* jener (I., Personenklasse im Sg.); *kijana* Jüngling (IV., Sachklasse im Sg.; hat das Pron. der I. Kl. weil es ein Lebewesen bezeichnet); *a-* Präfix der 3. Pers. Sg. bezogen auf Lebewesen; *-ka-* Partikel des Praeteritums bei Fortführung einer Erzählung; *futa* ziehen; *u-panga* Schwert (VI. Kl.); *wake* Possessivpron. der 3. Sg., bezogen auf ein Substantiv der VI. Kl.; *nena* sagen; *mimi* ich; *ni-* Präfix der 1. Sg.; *-ta-* Zeichen des Futurs; *ingia* hineingehen; *humo* hier, hierhin, in-hinein

<sup>1)</sup> F. N. Finck, Die Haupttypen des Sprachbaus, 1908, S. 47 f.

<sup>2)</sup> Dabei ist auf eine Interlinearversion, wie sie in solchen Fällen gewöhnlich gegeben wird (vgl. die Sprachproben in Fr. Müllers Grundriss der allgemeinen Sprachwissenschaft) absichtlich verzichtet, da eine solche mehr grammatische Bestimmtheit in die fremden Texte hineinträgt, als in ihnen liegt. Es ist z. B. durchaus irreführend, die Verbalausdrücke primitiver Idiome in zusammenhängendem Text durch unseren Infinitiv wiederzugeben; es müssten vielmehr dafür Formen eingesetzt werden, die in Flexionssprachen gar keine Existenz haben, etwa, nach Schuchardts Vorschlag (Sprachursprung III, Sitzungsberichte der Preussischen Akademie 1920, S. 448 f.) *geb-*, *schlag-* udgl.

<sup>3)</sup> Klassenzeichen sind durch Fettdruck hervorgehoben.

(Demonstrativ mit Bezug auf Lokative mit *-ni*); *shimo* (V. Kl.) Höhle, *-ni* Lokativzeichen; *fa* sterben, Konjunktiv *fe*; *ao* oder; *pona* gerettet werden, am Leben bleiben; *ona* sehen; *-m-*, vor Vokal *-mw-* Objektpronomen der 3. Sg. bezogen auf ein Nomen der I. Kl. im Sg.; *mtoto* Kind (I. Kl.); *fungwa* Passiv zu *funga* binden; *-me-* Perfektpartikel; *na* und *ye* (Kurzform von *yeye* nach *na*) er; *mwanamume* männliches Wesen (I. Kl., Präfix *mw-* vor Vokal); *ambia* sagen; *-mw* für *-m-*, hier dativisch; *fungwe* Imperativ von *fungwa* befreien; *ni* Objektpron. der 2. Sg.; *pe* Konjunktiv von *pa* geben; *-ku-* Pron. der 2. Sg., hier dativisch; *khabari*, auch *habari* (arabisch, im Suaheli nach der III. Kl.) Nachricht, Neuigkeit; *ya* Genitivpartikel der III. Kl.; *vichwa* Pl. von *kichwa* Schädel (IV. Kl.); *vingi* viele (Pl. der IV. Kl.); *vya* Genitivpartikel der IV. Kl. im Pl.; *watu* Pl. von *mtu* Mensch (I. Kl. im Sg.); *uliza* fragen; *gani* was für welche; *hii* Demonstr. der IV. Kl. im Sg., dieser; *mna* es gibt, es ist (darin); *nyoka* Schlange (III. Kl.); *kazi* Werk, Tätigkeit (III. Kl.); *yake* Possess. Pron. 3. Sg., III. Kl.; *kula* Infinitiv (VIII. Kl.) von *la* essen; *mimi* hier Objektpron. der 1. Sg.; *-ngali-* Zeichen des Konditionals in der Vergangenheit; *-ni-* Präfix der 1. Sg.; *lakini* (arab.) jedoch, indessen; *fanya* machen; *wake* Possess. Pron. 3. Sg., I. Kl.; *miaka* Pl. von *mwaka* Jahr (II. Kl.); *mingi* viele (II. Kl. im Plur.); *toka* verlassen; *kwetu* Heimat (VIII. Kl.); *sasa* jetzt; *yuko* er ist, befindet sich; *wapi* wo?; *tw* Präfix der 1. Pl.; *ende* Konjunktiv von *enda* gehen; *-ka-* und; *-ku-* Objektpron. der 2. Sg.; *onye* Konjunktiv von *onya* zeigen; *mahala* (arab.; gilt im Suaheli als einziges Nomen der VII. Kl.) Platz; *lala* schlafen; *wa-* Präfix der 3. Pl. (I. Kl.); *-li-* Zeichen des Imperfekts; *-po-* bezeichnet die Zeit, wann eine Handlung geschieht; *fika* ankommen; *kata* abschneiden; *kichwa* Kopf (IV. Kl. im Sg.); *kimoja* ein (IV. Kl.); *toa* hervorbringen; *cha* Genitivpartikel der IV. Kl. in Sg.; *pili* zweiter; *hatta* (arab.) bis; *vi* Präfix der IV. Kl. im Pl.; *timu* (arab.) vollständig sein; *saba* (arab.) sieben; *rudii* (arab.) zurückkehren; *zao* ihres Weges (*z-* Präfix der III. und VI. Kl. im Pl., *-ao* Possess. Pron. der 3. Pl.).

**Übersetzung:** Jener Jüngling zog sein Schwert und sagte: ich will in diese Höhle eindringen, ob ich am Leben bleibe oder sterbe. Und er ging hinein und sah einen Knaben, der gebunden war. Und dieser sagte: binde mich los, damit ich dir sagen kann, was in dieser Höhle vorgeht. Und er band ihn los, und sah viele menschliche Schädel. Und er fragte: Was ist das? Und jener sagte: Es ist eine Schlange drinnen, welche Menschen frisst, und sie würde mich gefressen haben, wenn sie mich nicht an Sohnesstatt angenommen hätte. Es sind viele Jahre seit ich die Heimat verlassen habe. Und der andere fragte: Wo ist die Schlange jetzt? Er sagte: Lass uns gehen; ich will dir zeigen wo sie schläft. Auch jener sagte: lass uns gehen. Als sie hinkamen, hieb der Jüngling einen ihrer Köpfe ab; sie brachte einen zweiten hervor, und er hieb ihn ab, (und so

alle weiteren) bis er sieben abgehauen hatte. Und sie kehrten zurück, und gingen ihres Weges.

Viel primitiver als das Bantu, das, wie diese Probe zeigt, neben seinem Präfixsystem doch auch Ansätze einer Flexion aufweist (Konjunktiv, Passiv beim Verbum, Lokativ beim Nomen), sind die Sudansprachen, und es war ein glücklicher Griff Steinthals, dass er, um Materialien für die Entwicklungsgeschichte der Sprache wie des Denkens zu gewinnen, die Sprachen der Mande-Neger bearbeitete<sup>1)</sup>. In neuester Zeit hat dann besonders Wundt<sup>2)</sup> auf die ausserordentliche Wichtigkeit dieser Sprachen für die Völkerpsychologie hingewiesen. Die assoziative und individualisierende Struktur des primitiven Bewusstseins tritt kaum in einer zweiten Sprachgruppe so klar zutage wie hier. Die Sudansprachen bestehen aus ursprünglich einsilbigen Wörtern, die unmittelbar, ohne Dazwischentreten irgendwelcher Flexionselemente aneinandergereiht werden<sup>3)</sup>. Der auffälligste psychologische Zug ist dabei das Bestreben, jede Handlung, jeden Vorgang als eine Reihenfolge von Teilvorgängen zu erfassen, die nacheinander durch Verbaldrücke wiedergegeben werden, während wir nur die Haupt-handlung herausgreifen, alles andere entweder ganz unberücksichtigt lassen oder durch untergeordnete Bestimmungen wie Präpositionen, Adverbia ausdrücken. Wir ordnen dem Hauptbegriff das Übrige als minder wichtig unter; für den Sudanneger sind alle Komponenten eines Vorgangs gleich wichtig und gelangen deshalb auch in gleicher Weise zum Ausdruck. Dies führte zur Ausbildung der sogenannten Verbalkomposition, wie sie in allen Sudansprachen, wenn auch in verschiedener Ausprägung, sich findet<sup>4)</sup>. Statt einfachem „iss es“ heisst es: „nimm es, iss“, statt „gib es mir“: „empfange es und gib es mir“. Für: „er gab mir eine Kokosnuss, deren Genuss mich sättigte“ sagt der Ewene: „er ging erreichte pflückte Kokosnuss, kam damit, gab mir, ich ass, füllte Bauch“. Im Ga<sup>5)</sup> heisst es: „sie begleiteten uns Weg, gingen weg der Stadt Inneres, gingen erreichten Wassers Mund“, d. h. sie begleiteten uns aus der Stadt bis ans Meer. Oder im Efik<sup>6)</sup>: „jemand nimmt nicht Finger einen zieht heraus Pfeil“, d. h. man zieht den Pfeil nicht mit einem Finger heraus. Auch in den östlichen Sudansprachen finden sich solche Verbalkombinationen in reichem Masse. Dabei treten jedoch die Verba in so enge Verbindung, dass sie schliesslich zu einheitlichen Ausdrücken werden. Im Nubischen<sup>7)</sup>

1) Steinthal, Die Mande-Neger-Sprachen, psychologisch und phonetisch betrachtet, 1867.

2) Elemente der Völkerpsychologie S. 68 ff.

3) Es gibt dabei festere Verbindungen dieser Elemente, deren Bestandteile ihre Selbständigkeit einzubüssen beginnen; wir können dabei oft unmittelbar beobachten, wie grammatische Formen sich bilden.

4) Westermann, Grammatik der Ewe-Sprache S. 94 f.; Die Sudansprachen S. 52 f.

5) Westermann, Sudansprachen S. 55.

6) a. a. O. S. 57.

7) a. a. O. S. 61 f.

werden sehr häufig zwei oder mehrere Verbalwurzeln aneinandergesetzt, um dadurch mehr oder weniger komplexe Vorgänge zu bezeichnen; z. B. *atta* „bringen“ aus *ad* „nehmen“ und *ta* „kommen“; *wetta* „herbeirufen“ aus *we* „sagen“, *ed* „nehmen“ und *ta* „kommen“; *bogundottir* „einschenken“ aus *bog* „fliessen“, *und* „legen“, *ot* „herausnehmen“, *tir* „geben“. Offenbar sind solche Verbalkomposita aus freierer Aneinanderreihung entstanden, wie sie im Ewe zu beobachten ist.

Zur Veranschaulichung des sudanischen Sprachbaus sei eine von Westermann<sup>1)</sup> aufgezeichnete Ewe-Erzählung (sie wird als Parabel oder Rätsel, *alobalo* bezeichnet) analysiert.

*Text*<sup>2)</sup>: *fia tso koklozi to de ati nu de didiwe. adela de gblo be, ne yeda tui la, yeawoe kokoko. ame evelia be, ne ewoe gba la, yeagafoe akpe, deke mabu o. etolia be, ne efoe kpa la, yeatsoe na koklo woagawo vi. wo dometo ka wo do wu?*

*Analyse*: *fia* König; *tso* fassen, nehmen; *koklozi* Hühnerei (*azi* Ei); *to* anheften, anstecken; *de* erreichen, gelangen nach —; *ati* Stock; *nu* Spitze, *de- nu* gegen — hin, an; *didiwe* Ferne; *adela* Jäger; *-a* Artikel, an Substantive tretend, denen *de* folgt; *de* ein; *gblo* sagen; *be* dasselbe, immer nach einem Verb des Sprechens (Verbalkomposition): „er sagte sprechend“, das blosses Verb als „Aorist“, an sich keine bestimmte Zeitstufe bezeichnend; *ne* wenn, im Falle dass —; *ye* Pron. der 3. Sg.; *da* schießen; *tu* Flinte (*tui* aus *tu-e* ohne ersichtliche Bedeutungsveränderung, siehe Westermann § 18); *da tui* schießen; *la* als Satzartikel am Schluss eines Bedingungssatzes; *wo* schlagen, treffen; *a-* drückt das Futurum aus; *-e* ist Objektspron. für alle Genera; *kokoko* unbedingt, sicher; *ame* Mensch, Person (bei Zahlwörtern Stück), man, jemand; *evelia* zweiter; *e-* Pron. der 3. Sg.; *e-wo-e* Aorist, hier mit Futurbedeutung; *gba* zerbrechen; *fo* auflesen; *ga* wieder; *kpe* zusammenfügen; *deke* (verstärktes *de*) ein, etwas; bei negativem Ausdruck nichts; *ma* verneinendes Präfix; *bu* verlorengehen, verschwunden sein, fehlen; *o* nein; *etolia* dritter; *na* geben, Partikel des Dativs; *koklo* Huhn; *wo* Pron. der 3. Sg.; *-a-* Futurpartikel; *ga* wieder; *wo* backen; *vi* Kind, Junges, *wo vi* Junge ausbrüten; *wo* Possessivum der 3. Pl.; *dome* Zwischenraum, unter, von; *to* Eigentum, Besitz, dient zur Substantivierung von Adjektiven sowie zur Superlativbildung; *ka* wer; *wo* machen, verrichten; *do* Arbeit, Werk, *wo do* etwas ausrichten; *wu* übertreffen.

*Übersetzung*: Ein König nahm ein Hühnerei, steckte es auf einen Stock und stellte es in der Ferne auf. Ein Jäger sagte, wenn er darnach schieße, werde er es sicher treffen. Der zweite sagte, wenn er es ge-

<sup>1)</sup> Grammatik der Ewe-Sprache S. 146.

<sup>2)</sup> In der Wiedergabe des Textes ist auf die Tonakzente und einige andere diakritische Zeichen verzichtet.

troffen und zerbrochen habe, dann werde er es wieder auflesen und zusammenfügen, sodass nichts daran fehle. Der dritte sagte, wenn er es aufgelesen und zusammengefügt habe, dann werde er es einem Huhn geben, und das werde es ausbrüten. Wer von ihnen hat das Grösste geleistet?

In scheinbarem Widerspruch zu dieser Neigung des Sudanischen, das Geschehen in seine Elemente zu zerlegen und demgemäss durch eine Reihe von Partikeln darzustellen, steht die Eigentümlichkeit anderer, insbesondere amerikanischer Sprachen, mehr oder weniger undifferenzierte Gesamtvorstellungen in einen einzigen Ausdruck zusammenzufassen, der ebensogut als Wort wie als Satz betrachtet werden kann. Dringt man jedoch tiefer ins Wesen dieser Gebilde ein, so zeigt sich, dass auch hier jener individualisierende Grundzug der primitiven Mentalität, wenn auch in ganz anderer Sprachform, sich auswirkt. Denn ein solches „Satzwort“ entspricht jeweilen einer ganz bestimmten Situation, und wechselt von Grund aus, sobald auch nur die geringste Einzelheit sich ändert. Tritt z. B. an Stelle eines männlichen Subjekts ein weibliches, so verändert sich der ganze Ausdruck so vollständig, dass ein ganz anderes Wort entsteht, indem alle pronominalen und adverbialen Elemente, aus denen das Satzwort sich grösstenteils zusammensetzt, durch andere ersetzt werden. Der konkretistische Charakter solcher Bildungen zeigt sich namentlich darin, dass das Objekt als obligatorisches Element in das Ganze einbezogen wird. Einige Beispiele amerikanischer Satz Worte<sup>1)</sup> mögen diese eigenartigen Sprachverhältnisse beleuchten. Pawnee: *tatitkawit* „ich knete Ton“ — *ta* Partikel des Indikativs; *t* ich; *itka(r)* Ton; *pit* „kneten“. Oneida: *gnaglaslizaks* „ich suche ein Dorf“ — *g-* ich; *nagla* wohnen; *-sl-* Abstraktum; *i* Verbalpartikel; *zak* suchen; *-s* Kontinuativ. Tschinuk: *anialot* „ich gebe ihn ihr“ — *a-* Tempuspartikel; *-n-* ich; *i* ihn; *a* sie; *l* Dativpartikel; *o* Partikel, die Richtung von etwas weg bedeutend; *t* geben. Tsimshian: *tyukligilodepdalet* „er legte es drinnen nieder“ — *t* er; *yuk* beginnen, *ligi* irgendwo; *lo* im Innern; *dep* nieder, auf den Boden; *dal* niederlegen; *-t* es. Eskimo: *takusariartorumagaluarnerpa?* „glaubst du wirklich, dass er im Sinne habe hinzugehen und es zu suchen?“ — *takusar* er sucht es; *iartor* er geht hin, um zu —; *uma* er hat im Sinne; *galuar* er tut als ob —; *ner* glaubst du, dass er —; *a* Interrogativpartikel der 3. Sg. Solche Wortungetüme zeugen jedoch keineswegs für eine straffe apperzeptive Zusammenfassung ihrer Teilbegriffe; schon die Möglichkeit, das Wort beliebig zu verlängern, den Grundbegriff nach Bedürfnis weiter zu determinieren zeigt vielmehr den durchaus assoziativen Charakter dieser Gebilde<sup>2)</sup>. Und der konkretistische Zug, der ihnen zugrundeliegt, tritt be-

1) Sie sind — mit der hier gebotenen Vereinfachung der Transkription — dem Handbook von Boas S. 29, 74 f., 1002 entnommen.

2) Vgl. dazu besonders die Bemerkungen von Thalbitzer, Handbook S. 1055 f.



sonders zutage in der peinlichen, uns ganz überflüssig erscheinenden Berücksichtigung räumlicher Bestimmungen im weitesten Sinne<sup>1)</sup>, sowie in der Einbeziehung des Possessivverhältnisses. So lautet in der Sprache der Abiponen<sup>2)</sup> das Pronomen ganz verschieden, je nachdem das Subjekt als gegenwärtig oder abwesend, sitzend, liegend, stehend, gehend, dem Sprechenden sichtbar oder unsichtbar ist. Statt „der Mann ist krank“ heisst es im Kwakiutl auf Vancouver<sup>3)</sup> etwa: „jener von hier aus nicht sichtbare Mann liegt krank, auf dem Rücken, auf dem Boden eines dem Sprechenden nicht sichtbaren Hauses“. Oder im Ponka, einer Dakota-Sprache<sup>4)</sup>: „Ein Mann, er, einer, belebt, stehend hat mit Absicht, indem er einen Pfeil abschoss, einen Hasen, belebt, liegend, getötet“. Dabei sind alle diese Bestimmungen ein absolut notwendiger Bestandteil des sprachlichen Ausdrucks, und können nicht weggelassen werden, ohne dass dieser für den Eingebornen unverständlich würde. Gatschet sagt in seiner ausgezeichneten Darstellung des Klamath<sup>5)</sup>, dass die räumlichen Beziehungen in dieser Sprache die selbe Wichtigkeit besitzen, wie in den unsern die zeitlichen und kausalen. Andererseits zeigt die Untrennbarkeit der Possessivausdrücke, besonders bei Namen von Körperteilen, dass die Indianer sich diese nicht von ihren Trägern geschieden denken können<sup>6)</sup>, und der Aufbau des Zahlwortes beweist in manchen Fällen, dass der Zahlbegriff sich noch nicht von der Vorstellung der gezählten Objekte abgelöst hat<sup>7)</sup>. Die Zahlwörter werden nämlich oft je nach der Art des Gezählten verschieden

---

1) Dies gilt vor allem für die Eskimosprachen, wo nicht nur hinten und vorn rechts und links, sondern sogar die Himmelsrichtung unterschieden werden muss, s. Boas, Handbook. S. 41; Thalbitzer ebd. 1049 f.

2) Dobritzhoffer, An Account of the Abipones, II. S. 166 ff.

3) Boas, Handbook S. 43; weitere Beispiele ebd. S. 446.

4) Powell, The Evolution of Language. Report of the Bureau of Ethnology I, S. 16.

5) The Klamath Language S. 554 ff.

6) Für den Kwakiutl ist ein abgeschnittener Menschenarm immer noch „jemandes Arm“; „Arm“ allein ist unausdrückbar. Auch Abstrakta müssen in manchen amerikanischen Idiomen mit einem Possessiv versehen sein; es heisst also dort niemals nur „Liebe, Mitleid“, sondern stets „Liebe zu ihm“, „mein Mitleid für dich“. Boas (The Mind of Primitive Man, S. 149 f.) hat zwar einen intelligenten Indianer dazu gebracht, abstrakte Wörter ohne Possessivausdruck zu bilden, und will damit zeigen, dass die Indianer doch befähigt seien, Abstrakta ohne Possessivbeziehung zu denken; aber ein solches Experiment ist irreführend, denn die betreffende Versuchsperson wurde dadurch veranlasst, Sprachformen zu bilden, die ihr nicht geläufig sind, und ohne künstliche Beihilfe auch nie zustandegekommen wären. — Über obligatorischen Gebrauch von Possessivausdrücken bei Verwandtschaftsnamen und Bezeichnungen von Körperteilen in einer Südseesprache s. L. Schultze, Zur Kenntnis der melanesischen Sprache von Tumleo, 1911, S. 10 f.

7) Sehr lehrreich sind in dieser Hinsicht die Ausführungen Stolls, Jahresbericht der Geogr.- Ethnogr. Ges. 1911/12 S. 65 ff.

gebildet. So kennt das Tsimshian in British Columbien<sup>1)</sup> verschiedene Zahlenreihen für sieben Klassen von Dingen: unbestimmte Objekte, flache Gegenstände und Tiere, runde Dinge, Menschen, lange Gegenstände, Boote und Masse. Hier hat also die konkretistische Zählweise zu einer Klassifikation der Objekte geführt. Die schärfste Ausprägung gewinnt jedoch die Zusammenfassung von Zahl und Gezähltem dann, wenn für eine bestimmte Zahl bestimmter Dinge ein besonderes Wort besteht. Dieser Fall findet sich im Bereiche der melanesischen Sprachen. So besitzt die Sprache der Fidschi- und Salomonsinseln<sup>2)</sup> Kollektivbezeichnungen, in denen Ding und Zahl sprachlich ungeschieden sind; auf Fidschi bedeutet z. B. *a uduudu* zehn Kanoes, *a buru* zehn Kokosnüsse, *a bola* hundert Kanoes, *a selawo* tausend Kokosnüsse. Dabei lauten die Ausdrücke für Kanoë, Kokosnuss ausserhalb dieser Zahlverbindungen ganz anders. Ähnlich beurteilt es sich, wenn für Personen oder Dinge, die unter bestimmten Umständen gezählt werden, nicht das einfache Zahlwort gebraucht wird, sondern eine Partikel sich mit ihm verbindet, die jene Umstände andeutet<sup>3)</sup>. Unvollständige Ablösung der Qualitätsbegriffe vom Träger der Eigenschaft zeigen primitive Sprachen auch sonst vielfach. So besass die Sprache der Tasmanier<sup>4)</sup> keine Ausdrücke für hart, hoch, rund udgl.; für hart hiess es: wie ein Stein, für hoch: lange Beine, für rund: wie eine Kugel, wie der Mond. Die Sprachen des Bismarck-Archipels kennen keine eigentlichen Farbzeichnungen; die Farben werden vielmehr ausschliesslich durch Hinweis auf gefärbte Objekte bezeichnet<sup>5)</sup> — eine Ausdrucksweise, die auch unsern Farbnamen ursprünglich zugrundelag, und sich in Benennungen wie rosa, orange auch immer wieder von neuem einstellt. Auch einen Ausdruck für Farbe schlechthin kennen diese Sprachen nicht, wie denn die meisten Naturvölkersprachen arm sind an zusammenfassenden Ausdrücken, was auf eine geringe Ausbildung der Abstraktion schliessen lässt<sup>6)</sup>. So besteht wohl eine reiche Terminologie für einzelne Tier- oder Pflanzenarten, aber kein Ausdruck für Tier oder Pflanze überhaupt, ja nicht einmal für umfassende Gruppen unter denselben; z. B. gibt es in Indianersprachen Wörter für Weisseiche, Schwarzeiche, Roteiche, aber keines für Baum. Gelegentlich geht die Individualisierung so weit, dass für dasselbe Tier ganz verschiedene Bezeichnungen bestehen, je nach der Situation, in der

1) Boas, Handbook S. 396 f.

2) Codrington, The Melanesian Languages S. 147 und 241.

3) Codrington a.a. O. S. 304 f.

4) Lubbock, Prehistoric Times S. 574.

5) Thurnwald, Ethno-psychologische Studien an Südseevölkern S. 10 f., und vgl. The Cambridge Expedition to Torres Straits II, 1, S. 55 ff.

6) Die Feststellung eines Mangels abstrakter Ausdrücke in Naturvölkersprachen kann allerdings z. T. dadurch bedingt sein, dass die sprachlichen Aufnahmen sich überwiegend auf konkrete Gegenstände beziehen. Ein sicheres Urteil über ihr Fehlen kann nur auf Grund zusammenhängender Texte gefällt werden, und zwar echter Texte; alle Bibelübersetzungen sind verdächtig!

es sich befindet; so kennt das Eskimo<sup>1)</sup> mehrere Ausdrücke für den Seehund: der eine gilt als allgemeine Bezeichnung; ein zweiter wird verwendet für den Seehund der an der Sonne liegt; der dritte, wenn er auf einer Eisscholle sich treiben lässt. Die äusserste Konsequenz solcher individualisierenden Wiedergabe der Realität ist dann gegeben, wenn, wie bei den Maori<sup>2)</sup>, die Gegenstände des täglichen Gebrauches und gewöhnlichen Lebens wie Häuser, Kanoes, Waffen, Kleidungsstücke nicht durch Gattungsnamen, sondern durch förmliche Eigennamen bezeichnet werden. Das erinnert an die „Individualbegriffe“ der Kindersprache, die der sprachlichen Bezeichnung von Gattungsbegriffen vorangehen<sup>3)</sup>. Dieselbe konkretistische Behandlung erfahren auch Vorgangsbezeichnungen; so wenn das Klamath<sup>4)</sup> ganz verschiedene Formen des Zeitwortes bildet, je nach dem es bedeutet: beginnen, fortfahren etwas zu tun, aufhören, wiederbeginnen, gewöhnlich, häufig tun; sich in gewisser Entfernung bewegen, im Zickzack, geradeaus, in die Höhe, niedersteigen, sich im Kreise bewegen, sich nähern oder entfernen, innerhalb oder ausserhalb der Hütte, im Wasser, auf dem Wasser etwas tun usw. Dabei wird auch hier, wie bei den Nominalklassen und Zahlwörtern, auf die Form des sich bewegenden Objektes Rücksicht genommen. Was amerikanische Sprachen durch Partikeln bezeichnen, die mit dem Verbalstamm aufs engste verbunden sind, das drücken die Sudansprachen durch eine Art Adverbien aus, deren lautmalender Charakter noch deutlich erkennbar ist. So besitzt das Ewe<sup>5)</sup> zwar keinen allgemeinen Ausdruck für „gehen“ — ebensowenig wie das Klamath —, dafür aber Dutzende von Bezeichnungsweisen für verschiedene Arten des Gehens, die jeweils mit dem Lautkomplex *zo* verbunden werden, welcher für sich nicht gebraucht werden kann; z. B.: *zo bafobafo* vom Gang eines kleinen Menschen, dessen Körperteile sich beim Gehen lebhaft bewegen; *zo behebehe* schlotternd, schlenkernd gehen; *zo biabia* Gang eines langbeinigen Menschen; *zo bohoboho* der eines korpulenten, schwerfällig gehenden Menschen; *zo bulabula* achtlos, ohne vor sich zu sehen, gehen; *zo dziadzia* kräftig, energisch gehen; *zo gblulugblulu* wie ein Büffel stier vor sich hinsehend gehen; *zo goegoe* mit nickendem Kopf und sich bewegendem Hintern gehen; *zo tyendetyende* mit sich bewegendem Bauch und etwas eingeknickter Lende gehen; *zo tyoty* beschreibt den stattlichen Gang einer hochgewachsenen Person, *zo wlawla* einen leichten, eiligen unbehinderten Gang. Andere Naturvölkersprachen bilden ganz verschiedene Verba für die selbe Tätigkeit je nach dem Objekt, auf das sie sich bezieht. So besitzt die Sprache der Huronen verschiedene Wörter für essen je nach dem, was gegessen wird. Eine Südseesprache verfügt über etwa

1) Boas, Handbook S. 26; Mind of Primitive Man S. 145.

2) Taylor, Te ika a maui S. 328 f.

3) Stern, Die Kindersprache S. 179.

4) Gatschet, The Klamath Language S. 305 ff.

5) Westermann, Grammatik der Ewe-Sprache S. 83 f.

zwanzig Lautkomplexe zur Bezeichnung des Schlagens, je nachdem mit dünnem oder dickem Holz, mit der Hand, mit der Faust, mit einer Keule, einer scharfen Kante, einem flachen Instrument oder dem Hammer geschlagen wird<sup>1)</sup>. Wie in den vorher genannten Fällen die Qualität von ihrem Träger sprachlich nicht geschieden erscheint, so hier die Tätigkeit nicht von dem, womit sie geschieht. — Neben solchen individualisierenden Benennungen finden sich auf dem Gebiet der Naturvölkersprachen gelegentlich Wörter mit auffallend weiter Bedeutung; Thurnwald<sup>2)</sup> spricht geradezu von einer Vertretbarkeit der verschiedensten psychischen Inhalte durch ein und dasselbe Wort. Solche Tatsachen dürfen jedoch keineswegs als Zeugnisse gegen den Konkretismus verwendet werden; sie zeigen lediglich, dass sehr verschiedene Objekte oder Qualitäten gelegentlich assoziativ zusammengefasst werden und infolgedessen eine gemeinsame Benennung erhalten. Auch die kindersprachliche Entwicklung kennt den Fall, dass die verschiedenartigsten Dinge oder Situationen, deren Ähnlichkeit zu entdecken dem entwickelten Bewusstsein schwer fällt, gleich benannt werden. Solche Bildungen erwecken dann leicht den Anschein weitreichender Abstraktion, während sie tatsächlich nur Ausdrucksformen einer vorbegrifflichen Stufe der Geistesentwicklung sind, die Meumann<sup>3)</sup> als assoziativ-reproduktive gekennzeichnet hat.

Wenn auch viele der im Vorstehenden behandelten Kennzeichen der Naturvölkersprachen gelegentlich in den Idiomen der Kulturvölker sich ebenfalls aufzeigen lassen, und namentlich in der volkstümlichen Redeweise oft überraschende Parallelen finden, so ergeben sie in ihrer Gesamtheit doch den unwiderleglichen Beweis für eine andersartige Struktur des primitiven Bewusstseins. Wenn diese auch nicht die psychischen Elementarprozesse betrifft, so greift sie doch tief genug in den ganzen geistigen Habitus ein. Das Vorwalten assoziativer Verknüpfung der Vorstellungen über deren apperzeptive Zusammenfassung, die geringe Ausbildung um-

---

<sup>1)</sup> Schultze, Psychologie der Naturvölker S. 80 f., wo weitere Belege.

<sup>2)</sup> Ethno-psychologische Studien an Südseevölkern S. 90. Auch Boas (Handbook S. 31) macht darauf aufmerksam, dass oft von demselben Lautkomplex Benennungen von Begriffen abgeleitet werden, die für uns nicht das mindeste miteinander zu tun haben; so sind im Dakota von dem Grundwort *xtaka* „greifen“ abgeleitet: *naxtaka* „mit dem Fusse stossen, treten“; *paxtaka* „in Bündel binden“; *yaxtaka* „beissen“; *icaxtaka* „nahe sein“; *boxtaka* „zerstampfen, zerstoßen“.

<sup>3)</sup> Meumann, Die Entstehung der ersten Wortbedeutungen beim Kinde 2. Aufl. 1908, S. 63 f. Dieser Vergleich soll natürlich nicht besagen, dass die ontogenetische Sprachentwicklung in allen Einzelheiten eine abgekürzte Wiederholung der phylogenetischen sei; aber gerade in der Entwicklung der Wortbedeutungen zeigen sich doch Übereinstimmungen, die nicht zufällig sein dürften. Vgl. zu dieser Frage Stern, Parallelen zwischen der Sprachentwicklung des Individuums und der Gattung (Kindersprache S. 261 f.), sowie Gutzmann, Die Sprache des Kindes und der Naturvölker; Verhandlungen des 3. internationalen Kongresses für Psychologie 1897; Baldwin, Die Entwicklung des Geistes beim Kinde und bei der Rasse, übersetzt von Ortman, 1898.

assenderer Abstraktionen und, was damit zusammenhängt, die konkretistisch-individualisierende Erfassung der Realität sind die Grundzüge des primitiven Geisteslebens, die in der Sprachform ihren mannigfachen Ausdruck gefunden haben. Diese Feststellungen sollen nun aber durchaus nicht ein abschätziges Urteil über diese Sprachen begründen. Es wäre ganz ungerechtfertigt, diese nur dazu mit den Kultursprachen zu vergleichen, um sich über ihre Armut und Unbehilflichkeit zu entsetzen, wie dies unangebrachter Philologenstolz allzu lange getan. Der einzig berechtigte Masstab, den wir an eine Sprache anlegen können, besteht vielmehr darin, zu untersuchen, wie weit sie befähigt sei, die seelischen Inhalte der sie Sprechenden zum Ausdruck zu bringen. Prüfen wir die Sprachen der Naturvölker unter diesem Gesichtspunkt, so ergibt sich, dass sie diesen Zweck gerade so gut erfüllen wie die unsrigen. Ja der Primitive wird viel seltener in die Lage kommen, sich der Grenzen seiner sprachlichen Ausdrucksmittel bewusst zu werden, als der Kulturmensch. Seine Sprache lehnt sich aufs engste an seine allgemeinen Lebensbedingungen an, aus denen sie erwachsen ist. Und wo sie reicher ist als die unsrige, und uns den Eindruck überflüssiger Komplikation erweckt — etwa durch ihre peinlich genaue Wiedergabe räumlicher Beziehungen — da hebt sie lediglich etwas heraus, was für den Naturmenschen von vitaler Bedeutung ist, während wir in unseren ganz andersartigen Lebensbedingungen es ohne Schaden vernachlässigen können. Gewiss ist der konkretistische Aufbau der Naturvölkersprachen der Entwicklung abstrakten Denkens nicht förderlich; aber gerade dadurch wird der Sprecher auch vor den Gefahren allzu hoher Abstraktion bewahrt und verliert niemals den Zusammenhang mit der Realität, während wir oft nicht mehr genügend ermessen, wie weittragend die begrifflichen Kategorien sind, die uns unsere Sprache, ohne dass wir uns dessen klar bewusst werden, darbietet, und wie sehr sich die in ihr liegenden Abstraktionen von der Wirklichkeit entfernen. Die Art, wie der Primitive seine Erfahrung in Sprache umsetzt, entspricht etwa seinem Geldverkehr: er zahlt mit Kaurimuscheln, die einen zwar geringen, jedoch tatsächlichen Wert besitzen, während wir unsere grösseren Transaktionen in viel schnellerer, aber dafür auch gewagterer Weise erledigen: mit Papiergeld, dem nur hin und wieder die Metaldeckung fehlt.

---